Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 3 (1947)
Heft: 12

Artikel: Unsere deutsche Sprache
Autor: Kummer
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420060

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unsere deutsche Sprache

Als infolge der verhängnisvollen Entwicklung Deutschlands in den dreißiger Jahren bei uns ein heftiger Kampf um die Frage „Mundart oder Schriftdeutsch?" entbrannte, schrieb der verdiente Berner Sprachforscher Otto von Greyerz, wir Deutschschweizer hätten anscheinend in kulturpolitischen Belangen „den Kopf verloren" *). Er zielte dabei vor allem auf die „Sprochbiwegig" von Baer, die die Schriftsprache in der Schweiz verfemen und an ihrer Stelle eine Mischung aus unsern hauptsächlichsten Mundarten zur „schwizertütschen" Schriftsprache erheben wollte.

Seither haben wir den Untergang des Hitlerreiches erlebt und damit die Befreiung von einer äußern Gefahr, wie sie die Schweiz nicht mehr gekannt hat, seit die französischen Heere Napoleons nach einer wahren Schreckensherrschaft unser Land verlassen haben.

Damit ist aber auch der Alpdruck vom geistigen Leben unserer Heimat gewichen, der das Denken weiter Kreise in einen ganz und gar unschweizerischen Nationalismus einmünden zu lassen drohte. Dieser „Helvetismus" war gerade darum so gefährlich, weil er sich sehr „gut schweizerisch" zu gebärden wußte. Wir erkennen heute, daß es sich dabei zum Teil (!) um nichts Besseres handelte als um eine Abwandlung (oder Ansteckung) des allgemeinen europäischen und insbesondere des deutschen nationalistischen Zeitgeistes.

Man ziehe die Programmschrift Baers, „Alemannisch, die Rettung der eidgenössischen Seele" (Zürich, 1936), aus dem Staub hervor, der sich gnädig bereits darüber gelegt hat, und lese und staune: Das häufigste Eigenschaftswort, das wir darin finden, ist „völkisch". Ja, neben den vielen aus dem Sprach-„gut" der Rassenlehre entlehnten Begriffen finden wir sogar jene Anrufungen der Vorsehung Gottes und jenes Sendungsbewußtsein, das den „Größten Feldherrn aller Zeiten" so widerlich gekennzeichnet hat.

Nach den beim Kriegsende erfolgten Enthüllungen über die außerordentliche Gefahr, in der wir geschwebt hatten, ohne ihre ganze Größe zu ermessen, wurde der „Reiter und der Bodensee" zum schaudererregenden geflügelten Wort. Dieses Gleichnis trifft aber vielleicht noch

*) „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort". Zürich, 1938.

bedeutungsvoller auf die innere Gefahr zu, die unserm Geiste gedroht hat. Auch da ist es wie Schuppen von den Augen gefallen. Es hat aber in dieser Hinsicht weit mehr gebraucht, bis es völlig „tagte". Nebenbei bemerkt, verdanken wir Deutschschweizer dieses „Tagen" bezeichnenderweise vielleicht weniger uns selbst als einigen geistigen Köpfen der welschen Schweiz, die uns, aus ihrem größeren inneren Abstand heraus, zur Besinnung mahnten: so ein Henri de Ziegler in seiner schon mitten im Kriege erschienenen Schrift «Contre le courant» (Neuenburg, 1943).

*

Es gibt aber leider bei uns immer noch eine Anzahl Männer der Feder, denen gerade diese Besinnung ein Dorn im Auge zu sein scheint. Es sind zum Teil ehemalige Emigranten, die in den letzten 15 Jahren in der Schweiz Heimatrecht gefunden haben, zum andern Teil aber auch „authentische" Schweizer. Sie beide scheinen irgendeinen großen Schock, eine Bedrohung ihrer leiblichen oder geistigen Existenz, bis heute noch nicht überwunden zu haben. Nichts liegt uns ferner, als Steine auf sie zu werfen, weil sie unter den Eindrücken einer dunklen Vergangenheit ihr seelisches Gleichgewicht nur schwer wieder finden können. Was hingegen nottut, das ist: Sorge dazu tragen, daß die öffentliche Meinung nicht einseitig von ihnen beeinflußt und so daran gehindert wird, den „verlorenen Kopf", von dem Greyerz sprach, wieder ganz zu finden.

Es gilt besonders, der begrifflichen Verwirrung, die in der Frage „Hochdeutsch oder Mundart?" so viel Unheil angerichtet hat, entgegenzutreten.

Ein gefährliches Schlagwort muß unter die Lupe genommen werden: Es ist die Behauptung, daß die Schweiz ihr Fortbestehen nur unsern alemannischen Dialekten verdanke.

Das ist ganz offensichtlich eine verhängnisvolle Verkennung des Wesens unseres schweizerischen Bundes, der auf den geistigen Prinzipien des Willens und der Vernunft, nicht aber auf nationalen („völkischen") Kräften beruht.

Gleichzeitig bedeutet das Schlagwort eigentlich auch eine Herausforderung unserer welschen Eidgenossen. Da ihre Mundarten längst fast vollständig verschwunden sind und der französischen Schriftsprache Platz gemacht haben, wären sie logischerweise nicht als vollwertige Schweizer anzusehen, da sie ja einer ausländischen (diesmal der französischen)

politisch-kulturellen Beeinflussung ohne Dialekt nicht widerstehen könnten! Ein freund-eidgenössisches Urteil? So entpuppen sich Slogans, die weiß Gott wie „schweizerisch" gefärbt sind, als ausgesprochen unschweizerisch!

Es gibt eine Wahrheit, die, als Schlagwort in die Öffentlichkeit geworfen, heute nur Gutes leisten könnte, gerade weil sie viel zuwenig beachtet wird: Jede Mundart steht und fällt mit der ihr übergeordneten Schriftsprache. Darüber könnte uns die Geschichte zweier verwandter kleiner Länder einen sehr eindringlichen Unterricht geben: Elsaß und Flandern. Überall, wo eine Mundart allein einer fremden ausgebildeten Literatur- oder Hochsprache gegenübersteht, fällt sie unweigerlich der Auflösung und Aufsaugung anheim oder hat zum mindesten einen harten Kampf ums Dasein zu bestehen. Obwohl die Mundart an sich in keiner Weise minderwertig zu sein braucht, entsteht bei ihren Sprechern doch naturnotwendig eine Art Minderwertigkeitskomplex, der eine verhängnisvolle Neigung zur allmählichen Annahme der fremden Literatursprache schafft. Darum gibt es für den wahren Mundartfreund nichts anderes als die Bejahung beider Formen unserer Muttersprache.

Das Zusammenleben der beiden Völkerschaften deutscher und französischer Zunge ist zweifellos ein wichtiger Wesenszug unserer Eidgenossenschaft. „Daß jeder Teil der Schweiz seine Eigenart bewahren könne, gehört zu den Bedingungen ihrer Daseinsberechtigung. Nicht weniger aber, daß jeder Teil sie bewahren wolle", schrieb der hochangesehene Staatsrechtler Prof. Walther Burckhardt („Das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz", Zürich, 1938). Wir stehen heute der Tatsache gegenüber, daß die deutsche Schweiz sich dieser ihrer wesentlichen Aufgabe nur noch mangelhaft bewußt ist. Da ist es erhebend und beschämend zugleich, wenn, wie schon angetönt, ausgerechnet unsere welschen Mitbürger uns immer eindringlicher zurufen, wir möchten doch endlich unsere Scheuklappen ablegen. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß man uns bedeutete, allfälligen sprachpolitischen Vorstößen von seiten ihrer eigenen Landsleute mit mehr Entschlossenheit entgegenzutreten. Schrieb doch Alfred Lombard im Jahre 1942 (in «Situation de la langue française en Suisse», Lausanne): „Auch die (deutschsprechende) Mehrheit kann sehr wohl in den Fall kommen, sich mit vollem Recht gegen gewisse Übergriffe (einer andern, d. h. hier der französischen Sprachgruppe) zu weh-

ren." Das konnte zum Beispiel auf den zähen Kampf der welschen Bürger in Bern für die Schaffung einer öffentlichen französischen Schule zutreffen.

Zur Frage „Mundart und Hochdeutsch" schrieb Charly Clerc in «En Suisse allemande, la langue et les dialectes» (Lausanne, 1945): „Ich möchte wünschen, daß besonders die deutschschweizerische Jugend, die so fanatisch (farouchement) für ihre Dialekte eingenommen ist, wieder mehr das Hochdeutsch zu Ehren ziehe (er meint besonders im Verkehr mit den Anderssprachigen, die sich bei uns aufhalten), schon aus Entgegenkommen gegenüber den Welschen. Das wird ihr bestimmt nicht schaden, da der korrekte Gebrauch einer europäischen Sprache, die in einer hohen Literatur ihren Ausdruck gefunden hat, ihre Bildung sehr fördern und sie vor dem Absinken in jenen Provinzialismus, jene Stickluft und Engstirnigkeit bewahren wird, die der Schweiz sehr verhängnisvoll werden könnten."

In noch pikanterer Weise forderte uns diesen Sommer wieder der westschweizerische Schriftsteller Ed. Platzhoff-Lejeune (in der «Revue», Lausanne) auf, uns doch neben dem Dialekt und dem Französischen auch der deutschen Schriftsprache öfter und selbstbewußter zu bedienen, gerade im Verkehr mit den Welschen!

Möge die Erkenntnis bald überall durchdringen, daß unsere deutsche Muttersprache, auch in ihrer schriftdeutschen Form, nichts mit Nazismus und Preußentum zu tun hat; daß sie kein „deutsches Ding" im politischen Sinn ist, sondern ein Gut, das ganz unser ist und uns durch keinen Mißbrauch, den andere damit trieben, entrissen oder geschmälert oder verleidet werden kann und darf!

Lassen wir den westschweizerischen Schriftsteller hier abschließend zum Wort kommen: „Es ist eine schöne und gute Sache, für die Erhaltung unseres besonderen (mundartlichen) Spracherbes einzustehen. Aber in diesem Augenblick gibt es eine ebenso unabdingbare Pflicht: sie besteht in der Pflege und Erhaltung der kulturellen und literarischen Bande, die uns mit den Nachbarn im Norden und im Osten verbinden. Diese Nachbarn zählen auf uns, um der deutschen Muttersprache, deren ruhmreiche Vergangenheit außer Zweifel steht, eine nicht allzu unwürdige Zukunft sichern zu können." (Aus „Freies Volk") Summer.